© NZZ AG

«Die Zombies sind mitten unter uns»

Der Schriftsteller Colson Whitehead und sein neuer Roman «Zone One»

Tilman Urbach · Ist das tatsächlich der Autor des Buches, in dem sich Leichenberge türmen, Untote als Zombies ihr Unwesen treiben? Dieser nette junge Mann mit Rastalocken, der mir in einem Münchner Hotel gegenübersitzt? Hellwach, nur mit einer Wasserflasche bewaffnet, gerade auf Lesereise mit seinem neuen Roman «Zone One», einem Buch, das dieses apokalyptische Bild eines zerstörten und verheerten New York zeichnet? Ja, sagt Colson Whitehead, aber das New York, in dem er aufgewachsen ist, sei eben auch nicht das glänzende, überteuerte New York unserer Gegenwart: «Die Stadt war in den 1970er Jahren dreckig, gefährlich, hatte einen schlechten Ruf. Das New York meiner Kindheit war eine postapokalyptische Stadt», gibt Whitehead zu bedenken, «und so war der Weg zu meiner Vision einer zerstörten Stadtlandschaft gar nicht so weit.» Er hat ein durchaus ambivalentes Verhältnis zu der Stadt, die ihn oft literarisch angeregt hat. Eine Art melancholischer Hassliebe.

Perfekter Durchschnitt

Aber zurück zum Buch, das sich nicht vor der Endzeit scheut und dessen Held, merkwürdig genug, Mark Spitz genannt wird. Natürlich weiss Whitehead, dass München die Stadt von Mark Spitz ist, der hier als Schwimmer bei den Olympischen Spielen 1972 mit breitem All-American-Lächeln und noch breiterer Brust Medaille auf Medaille holte. Wie ist er auf Mark Spitz gekommen? «Ich versuchte, mir meinen Helden dieser Katastrophe vorzustellen. Und Mark Spitz schien mir ein ziemlich durchschnittlicher Typ, der sich – abgesehen davon, dass er eben einige olympische Medaillen gewonnen hat – so durchs Leben schlängelte. Und in der Art, wie sich Soldaten Spitznamen geben, wird mein Held, dieser eher kleine Schwarze, zudem notorischer Nichtschwimmer, eben ironisch Mark Spitz genannt. Auch er ist ein Durchschnittstyp. Aber gerade das sichert ihm in der postapokalyptischen Welt gute Überlebenschancen.» Im Buch, das alle Genregrenzen zwischen Horror und Hochliteratur negiert, hat sich eine ebenso aggressive wie geheimnisvolle Seuche rasend schnell verbreitet und verwandelt Menschen in Untote, bis auf die Knochen abgemagerte Skelette, sogenannte Skels, die nun ihrerseits auf Menschenjagd gehen. Wie Vampire versuchen sie Menschen auszusaugen. Ist man einmal gebissen, gibt es kaum Rettung. Von einem auf den anderen Tag ist die gesamte uns bekannte Welt verwandelt.

«Zone One» setzt ein paar Jahre nach der Katastrophe ein. Inzwischen durchstreifen die Überlebenden als Schwerbewaffnete, sogenannte Sweeper, die ehemalige Metropole New York, um sie von den Zombies zu reinigen. Die lassen sich relativ einfach durch gezielte Kopfschüsse erledigen und sind nur in der Horde gefährlich. «Hätte Mark Spitz eine A-Plus-Persönlichkeit», führt Colson Whitehead aus und richtet sich wie ein Yogalehrer kerzengerade in seinem Stuhl auf, «würde er sich angesichts der Katastrophe wohl vom Dach stürzen. Wäre er dagegen allzu beschränkt, vermöchte er sich nicht an die neuen Verhältnisse anzupassen und käme bald um. Es sind die Durchschnittlichen, Anpassungsfähigen, die am Leben bleiben, und mein Mark Spitz ist tatsächlich spektakulär durchschnittlich und beseitigt zuverlässig Zombies!»

Aber wie kommt man überhaupt auf solch ein Endzeitthema? «Meine Eltern waren sehr tolerant und schauten Horrorfilme. ‹Clockwork Orange› sah ich, als ich zehn war. Einerseits lernte ich so Stanley Kubrick sehr früh filmisch kennen, andererseits war ich mit einer Menge Gewalt konfrontiert. Als ich elf oder zwölf war, schaute ich ‹Dawn of the Dead›, den Kultfilm von George A. Romero. Und von da an hatte ich Zombie-Albträume. Ich war regelrecht besessen von Zombies. Und je nachdem, wie viel Stress ich hatte, suchten mich diese Träume heim. Mit der Zeit verband sich meine Furcht vor den Zombies mit meiner Angst vor anderen Menschen. Was mich am meisten beunruhigte, war die Vorstellung, dass all meine Freunde, meine Familie sich plötzlich in Monster verwandeln könnten, in die Zombies, die sie im Grunde schon immer gewesen waren.» Das lässt auf grosse innere Einsamkeit schliessen, was Whitehead direkt bejaht. Überhaupt wäre «Zone One» auch als gewaltiger Tanz der Toten zu sehen, dessen groteske Choreografie als existenzielle Chiffre gelesen werden kann. Ein verstörendes, durchaus manchmal mühsam zu lesendes Werk eines Autors, der zu den wichtigsten amerikanischen Autoren seiner Generation gezählt wird, obwohl er sich schwerlich festlegen lässt, mit jedem Buch ein neues Thema anschneidet. Und als dessen inhaltliche Konstante mitunter allenfalls New York herhalten muss. Whitehead ist mit Science-Fiction und Comics aufgewachsen. Er las Stephen King, H. P. Lovecraft, konsumierte X-Men-Comics, Spiderman-Geschichten. Wie bei anderen Erzählern seines Alters, Jonathan Lethem oder Michael Chabon etwa, waren die Comics eine Art Gateway zur Literatur, auch zum eigenen Schreiben.

Vom Comic zu Joyce

«Auf dem College lernte ich dann Joyce und T. S. Eliot kennen. ‹The Waste Land› ist ein postapokalyptisches Gedicht», stellt Whitehead fest. «Beckett streift das Phantastische. García Márquez erfand den magischen Realismus. Ralph Ellison schrieb über den Rassismus in Amerika in einer absurden surrealen Weise, die mir nahe ist.» Für jedes seiner Bücher habe er versucht, beim Schreiben das richtige literarische Tool zu finden. «Für mich reicht beispielsweise mein 13-teiliges Stadtporträt ‹Der Koloss von New York› von Ginsbergs ‹Howl› bis zu

© NZZ AG

Whitman, auch die Stimmen in Dos Passos' USA-Trilogie, das Kameraauge, wie er es nennt, waren mir als Perspektive nützlich.» Auch «Zone One» lebt von einer wahren Beschreibungsflut, durch die der Autor die katastrophische Szenerie wieder und wieder beschwört. Den Vergleich mit Filmsequenzen bestätigt Whitehead sofort: Er sei ein sehr visueller Schreiber, und die Zombie-Szenarien seien tatsächlich von Filmen inspiriert. Trotzdem habe das Buch wenige typische Horrorfans angesprochen, wurde aber in Amerika ein Bestseller.

Wie sieht ein normaler Arbeitsalltag von Colson Whitehead aus? «Wenn ich meine neunjährige Tochter nicht in die Schule bringen muss, stehe ich gegen neun, halb zehn auf und sitze eine Stunde später am Schreibtisch. Gute vier Stunden schreibe ich und schaffe dann ein bis zwei Seiten am Tag. Aber wenn ich mittags auch nur einen kurzen Arzttermin habe, ist der ganze Tag ruiniert. Abends, wenn die Kinder im Bett sind, esse ich zusammen mit meiner Frau und schaue danach vielleicht eine Folge ‹Breaking Bad›. Meine Frau ist Literaturagentin, hat den ganzen Tag mit Büchern und Schriftstellern zu tun und erzählt, wie die permanent jammern. Sie meint, ich sei gar kein richtiger Schriftsteller, weil ich zu wenig jammere. Dabei jammere ich innerlich.»

Abschied vom Schubladendenken

Viele Schriftsteller leben ganz in der Welt, über die sie gerade schreiben. Wie hat es Colson Whitehead also geschafft, über anderthalb Jahre in einer Welt der Zombies zu leben? «Wenn man bei uns zu Whole Foods geht, einer grossen Bio-Supermarktkette, kann man dort Zombies beobachten, wie sie Früchte aufklauben. Wenn man in der Rushhour einen Bahnhof betritt, begegnet man Zombies. Es braucht nicht viel, um sie in der Stadt zu entdecken. Die Zombies», meint Whitehead, «sind mitten unter uns.» Am Ende bedankt er sich noch, dass ich ihn nicht gefragt habe, warum er denn – um Gottes willen – als ernsthafter Autor einen Horrorroman geschrieben habe. Genres und literarische Schubladen sind für ihn in einer Zeit, in der Cormac McCarthy «The Road», Philip Roth «The Plot Against America» geschrieben hätten, ohnehin überholt. Whitehead lächelt noch und verschwindet dann nach dem Händedruck so schnell, als habe er oben im Hotelzimmer einen plötzlichen Einfall zu Papier zu bringen.

Colson Whitehead: Zone One. Aus dem Amerikanischen von Nikolaus Stingl. Carl-Hanser-Verlag, München 2014. 302 S., Fr. 27.90.